

## Dieser Mann will ins Gefängnis

*Er nagelt seine Hoden auf dem Roten Platz fest. Näht sich die Lippen zu. Spielt Aufstände nach. Er sieht sich als politischen Künstler – der russische Staat hält ihn für einen irren Randalierer. Jetzt hat sich Pjotr Pawlenski etwas ausgedacht, das radikaler ist als alle seine Inszenierungen davor*

Von Alice Bota, DIE ZEIT, 09.06.2016

Wie soll man einen Mann nennen, den es nach möglichst vielen Jahren im Knast verlangt? Die drei Jahre, die ihm drohen, reichen ihm nicht. Er fordert, in den Untiefen eines russischen Gefängnisses zu verschwinden, in dem das Essen selten reicht und die Zellen überfüllt sind. Ein Strafmaß von 20 Jahren hält er für angemessen. Er steckt in einem Käfig, eine Rippe von prügelnden Polizisten gebrochen, und ruft der Richterin zu: »Ich will wegen Terrorismus angeklagt werden!« Und schweigt fortan im Gerichtssaal 82, Moskauer Meschanski-Bezirksgericht.

»Pjotr Pawlenski. Geboren am 8. März 1984«, nuschelt die Richterin.  
»Gemeldet in St. Petersburg. Zwei Kinder. Arbeitet nicht. Korrekt?«

Sie schaut Pawlenski an.

»...«

»Kennen Sie Ihre Rechte?«

»...«

Schweigen, das lauter dröhnt, als Worte es könnten.

Pjotr Pawlenski will mit diesem Machtapparat nicht reden. Was er ihm mitzuteilen hat, hat er auf andere Weise gesagt.

»Politische Kunst«, so nennt Pawlenski, was er tut. Seine jüngste Aktion: In der Nacht zum 9. November 2015 gießt er Benzin über eine der hölzernen Türen der wuchtigen Geheimdienstzentrale, die unter dem Namen Lubjanka bekannt ist. Die Tür ist mehrere Meter hoch. Pawlenski zündet sie an. Dann nimmt er den Benzinkanister in beide Hände, baut sich vor den Flammen auf und wartet.

Die Lubjanka ist seit fast einem Jahrhundert Symbol staatlicher Willkürherrschaft. Hier hat der sowjetische Geheimdienst gemordet und gefoltert, hier reihten sich verzweifelte Menschen in Schlangen ein, um etwas über den Verbleib ihrer verschwundenen Angehörigen zu erfahren. Die Mauern der Lubjanka sind mit Blut getränkt. Es ist ein Ort des Grauens, der Nacht für Nacht hübsch beleuchtet wird. Heute arbeitet hier der russische Inlandsgeheimdienst FSB.

Um 1.16 Uhr werden die Wachleute alarmiert. Einer rennt zur brennenden Tür, so zeigen es Bilder der Überwachungskamera. Zwei Journalisten, die Pawlenski eingeweiht hat, kommen dazu. »Haltet ihn!«, schreit der Wachmann. Er packt Pawlenski am Arm. Pawlenski steht da, in Pose erstarrt, die Journalisten filmen. Die Bilder, die in diesem Moment entstehen, sind für Pawlenski Teil seines Werks. Der Wachmann greift ihn im Nacken und drückt ihn zu Boden. Das Benzin läuft aus.

Später, als er im Gefängnis sitzt, wird Pawlenski Briefe an die ZEIT schreiben. In einem heißt es über seine Aktion: »Das ist ein Erfolg, von dem ich nicht zu träumen gewagt habe.« Er wird verhaftet, er wird vor Gericht gestellt. Was könnte er mehr wollen?

»Bedrohung«, Ugrosa, hat er diese Aktion genannt. Er sieht im Geheimdienst eine »terroristische Organisation«. Früher hieß sie KGB, heute heißt sie FSB. Der Name mag sich geändert haben, das Ziel ist dasselbe geblieben: Angst verbreiten, Menschenleben zerstören. Das ist Pawlenskis Überzeugung.

Der letzte Künstler, der dem russischen Staat zum Opfer fiel, war der ukrainische Regisseur Oleh Sensow. Laut Geheimdienst hatte er Terroranschläge geplant. Außerdem soll Sensow an den Hauptquartieren zweier politischer Parteien auf der von Russland annektierten Krim die Türen angezündet haben – also zündete

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Pawlenski die Tür der Lubjanka an. Senzow wurde im Sommer 2015 zu 20 Jahren Lagerhaft verurteilt – also fordert Pawlenski vor Gericht jetzt ebenfalls 20 Jahre.

Pawlenskis Idee ist es, dem russischen Staat die Maske herunterzureißen. An ihm selbst soll der Staatsterror sichtbar werden. Was wie die Selbstopferung eines Irren wirkt, folgt einem Kalkül. Die Verhaftung, die Polizisten, das Ausharren im Gefängnis, der Prozess – all das hat Pawlenski so eingeplant. Er setzt der Radikalität des Machtapparats die Radikalität seiner Inszenierung entgegen.

Pjotr Pawlenski stellt eine alte Frage neu: Was ist Kunst, was will Kunst – und wo liegen ihre Grenzen?

Nach seiner Festnahme im November 2015 heißt es, Pawlenski komme für einen Monat in Haft. Am Heiligabend folgt eine Verlängerung der Untersuchungshaft, ebenso im Januar, dann im Februar, im April, so geht es immer weiter. Der Machtapparat lässt sich Zeit. Pawlenskis Anwalt, der den Wunsch seines Mandanten ignoriert, auf Jahre im Gefängnis zu bleiben, schaltet den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ein: Pawlenski habe niemanden verletzt und nicht zu fliehen versucht. Aber Pjotr Pawlenski bleibt in Haft. Aus seinem Käfig schaut er dem Hin und Her vor Gericht zu, so wie ein Theaterregisseur seinen Schauspielern zuschaut. Und doch ist es sein Leben, über das hier verhandelt wird, seine Zukunft, die auf dem Spiel steht.

Pjotr Pawlenskis Bekanntheit begann mit einem zugenähten Mund. Es war am 23. Juli 2012, einige Monate nachdem die Band Pussy Riot in der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale ein »Punkgebet« gegen den russischen Präsidenten Wladimir Putin und den Patriarchen der Russisch-Orthodoxen Kirche aufgeführt hatte. Drei Frauen der Band werden angeklagt, ihnen drohen bis zu sieben Jahre Haft. Woraufhin Pawlenski sich den Mund zunäht und sich in St. Petersburg vor einer Kathedrale postiert. Name der Aktion: »Naht«.

Die Polizei rückt an. Beamte stellen ihm Fragen, die er nicht beantworten kann, seine Lippen sind ja zugenäht. Also nehmen sie ihn mit. Ärzte öffnen die Naht, eine Psychiaterin erklärt Pawlenski für psychisch gesund. Fortan bringt er die Routinen des Machtapparates durcheinander. Pawlenski offenbart dessen Hilflosigkeit, weil er sich

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

anders verhält, als sich Gesetzesbrecher sonst verhalten: Er trägt keine Waffen, meistens trägt er nicht einmal Kleidung. Er läuft nie weg. Er sagt nie etwas. Bei jedem seiner Auftritte sind Journalisten und Fotografen zugegen. Seine Aktionen leben von den Bildern und den Texten, die sich hinterher verbreiten.

Aktion »Kadaver:« Pawlenski wickelt sich vor dem Stadtparlament von St. Petersburg nackt in eine Stacheldrahtrolle – die Polizisten legen eine Blümchendecke über ihn, weil sie nicht wissen, was sie tun sollen.

Aktion »Fixierung«: Er nagelt seinen Hodensack am Roten Platz in Moskau fest. Anderthalb Stunden sitzt er da. Die Polizisten wollen ihn festnehmen, aber er kann nicht aufstehen.

Aktion »Abtrennung«: Er sitzt nackt mit einem Messer auf der Mauer der berüchtigten Moskauer Serbski-Psychiatrie, gerade hat er ein Stück seines Ohrläppchens abgeschnitten – die herbeigerufenen Polizisten rufen nach den Psychiatern.

Später hört Pawlenski auf, sich selbst wehzutun, und das ist der Punkt, an dem er beginnt, dem Staat wehzutun. Die erste Aktion, bei der sich Pawlenski nicht bewusst verletzt, nennt er »Freiheit«, Swoboda. Im Dezember 2013 erlebt Pawlenski mit, wie Hunderttausende Menschen auf dem Maidan, dem zentralen Platz der ukrainischen Hauptstadt Kiew, größtenteils friedlich protestieren. Das russische Staatsfernsehen aber redet von einem faschistischen Aufstand. Dass sich hier ein Volk erhebt, zum Subjekt seiner Geschichte wird, elektrisiert Pawlenski. Am 23. Februar, dem »Tag des russischen Vaterlandsverteidigers«, inszeniert er einen Mini-Maidan im Herzen von St. Petersburg. Mit Helfern sammelt er Reifen und Blech, die Reifen zünden sie an, mit Knüppeln schlagen sie auf das Metall. Jemand hisst eine ukrainische Fahne. Pawlenski wird wegen Vandalismus angeklagt. Aber er hört nicht auf.

Die brennende Tür an der Geheimdienstzentrale ist seine bislang radikalste Tat. Sie könnte ihn die Freiheit kosten. Aber ganz Russland würde es miterleben. Pawlenski hat längst einen Grad an Aufmerksamkeit erreicht, den sich ein Künstler nur wünschen kann.

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als Pawlenski für einen staatlichen Kunstpreis vorgeschlagen, aber nicht zugelassen wird, treten einige Mitglieder der Jury aus Protest zurück. Er bekommt den internationalen Václav-Havel-Preis für kreativen Dissens. Der österreichische Kultur-Attaché möchte Bilder seiner Aktionen in Wien ausstellen. In Deutschland erscheint demnächst die Übersetzung seines künstlerischen Manifests. Es gibt Russen, denen es so vorkommt, als habe Pawlenski eine Dunstglocke über dem Land aufgebrochen: Hunderte Künstler, Kuratoren und Galeristen verleihen ihm für das Anzünden der Tür symbolisch ein »Künstlerdiplom«.

Aber es gibt auch Russen, die dem Staatsfernsehen glauben, wenn es das Bild eines lebensmüden Verrückten zeichnet. Diese Russen sind in der Mehrzahl.

Journalisten können Pjotr Pawlenski nicht in seiner Zelle besuchen. Man kann aber schriftliche Fragen an ihn schicken, über seinen Anwalt und eine Menschenrechtsorganisation, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Briefe an politische Gefangene weiterzuleiten. Man kann im Gericht an seinen Käfig herantreten, ihm Fragen zurufen, ein paar Minuten lang, bis die Richterin den Saal betritt und Pawlenski verstummt. Man kann mit Menschen reden, die Pawlenski begegnet und verändert zurückgeblieben sind. Und man kann Oksana Schalygina treffen, Pawlenskis Lebensgefährtin, Mutter seiner beiden Töchter. Sie deutet jetzt seine Aktionen und führt sie weiter. Er sitzt im Gefängnis, sie ist sein Draußen.

Eine Wohnung in Moskau wie viele andere, eine Wohnung in Moskau wie keine andere. Ein Zimmer, eine Küche, gewischter Boden, weiße Wände. Nur ein Bett, sonst keine Möbel. An manchen Tagen klopft die Nachbarin an die Tür und erzählt, die Polizei sei wieder da gewesen und habe Fragen gestellt. Es ist ein eisiger Tag im Januar 2016, Oksana Schalygina sitzt in der Küche, groß und schmal und fast so bleich wie ihre weiß blondierten kurzen Haare. Nebenan spielen die Kinder, Lilja ist fünf, Alisa sieben Jahre alt. An einer Wand ist ein Bild von Putin aufgemalt, über den Augen und dem Mund jeweils ein Balken: »Mother of god, send Putin away«, eine Zeile aus dem »Punkgebet« von Pussy Riot. Liebe Mutter Gottes, bitte schick Putin fort. Dort, wo die Wand fast den Boden berührt, hat Alisa Bilder festgeklebt, die sie in einer Zeitschrift entdeckt hat. »Das sind Kinder, die im Gefängnis leben, weil ihre

Mütter da eingesperrt sind.« Sie und ihre Schwester wissen, dass auch ihr Vater einsitzt.

Wofür?

»Weiß nicht mehr«, nuschelt Alisa, die Ältere.

»Weil er eine Tür angezündet hat!«, ruft Lilja, die Jüngere.

Oksana Schalygina sagt, sie habe erst am Tag nach der Aktion von der brennenden Tür erfahren. Was könnte sie auch sonst sagen, ohne sich zu belasten? In seinen Briefen aus dem Gefängnis schreibt Pawlenski über Oksana: »Sie unterstützt mich nach all ihren Möglichkeiten. Wir leben praktisch seit zehn Jahren zusammen, natürlich beeinflusst mich ihre Persönlichkeit teilweise. Wichtig ist, dass wir gemeinsam entscheiden, wie wir zusammen sein wollen.«

Eine gemeinsame Entscheidung: Sie besucht ihn nicht in der Haft. Dafür müssten sie einen Antrag stellen. Sie wollen aber diesen Staat um nichts bitten. Auch nicht, wenn dann zwei kleine Mädchen ihren Vater monatelang nicht sehen können.

An einem verschneiten Wintertag nimmt Oksana Schalygina dann doch die Metro, fährt die sechs Stationen und stapft mit Lilja und Alisa durch den Schnee zum Gefängnis Butyrka. Das Gebäude war, als es unter Katharina der Großen gebaut wurde, eine Festung. Später, unter Stalin, wurden hier Tausende Gefangene erschossen.

Schalygina stößt die Eingangstür auf und stellt sich ans Ende einer der Schlangen, die zu den Schaltern führen. Sie braucht eine Unterschrift von Pawlenski, damit sie die Vollmacht für sein Konto hat. Den Kindern sagt sie, sie sollen im Nebenraum warten. Der Nebenraum, das ist ein gekachelter Schlauch mit vergitterten, durchnummerierten Luken in meterdicken Wänden. Sie unterteilen die Welt in drinnen und draußen. Alisa und Lilja sehen Besucher mit prall gefüllten Plastiktüten, die hastig Kekspackungen und Bonbontüten aufreißen und jeden Bonbon, jeden Keks einzeln auspacken. Was so groß ist, dass sich etwas darin schmuggeln ließe, muss zerkleinert werden. Still schauen die beiden Mädchen zu, wie die Ware auf die andere Seite gereicht wird, durch die meterdicken Luken, in die Welt der Gefangenen, die Welt von Pjotr Pawlenski.

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seine Welt, das ist jetzt eine Zelle mit mehreren Häftlingen. Das ist »Kalter Krieg« mit den Wächtern. Das ist ein streng geregelter Tag, bis um 22 Uhr die Nachtbeleuchtung anspringt. Pawlenski will nachts lesen, also zerstört er die vier gedimmten Lampen, damit es stockdunkel in der Zelle ist und die Wärter wieder das helle Hauptlicht einschalten müssen. Seine Welt, das ist gelegentliche Isolationshaft als Strafe und gestrichener Ausgang.

Ihre, Oksana Schalyginas Welt, das sind jetzt Freunde und Unterstützer, das ist die Wohnung in Moskau, in der sie umsonst wohnen kann, das sind Spenden für den Lebensunterhalt, das sind Interviews mit der Presse und die stundenlangen Gerichtssitzungen, in denen sie nah an Pawlenskis Käfig sitzt und mit ihm flüstert.

»Gäbe es die Kinder nicht, dann wäre vieles einfacher für uns«, sagt Schalygina. »Wenn mir etwas passiert, dann haben wir niemanden, der sich um sie kümmern kann.«

»Wenn jemand sagt, ich würde dieses oder jenes machen, aber ich kann nicht, weil ich Kinder habe, dann werden Kinder zu einem Machtinstrument«, schreibt Pawlenski in einem seiner Briefe.

Der Wunsch nach einer Familie stammt aus einer Zeit, als Pjotr Pawlenski noch nicht der Künstler war, der er heute ist. In den vergangenen Jahren hat sich das Paar verändert, so wie sich manche Terroristen verändern, bevor sie in den Untergrund gehen. Sie haben sich »von Ballast befreit«, so sagt es Oksana Schalygina. Bedürfnisse abgelegt, Besitz aufgegeben. Sie besitzen zwar eine Wohnung in St. Petersburg, Pawlenskis Mutter hat sie ihnen geschenkt, aber sie besteht nur aus einem großen Zimmer und einem Klo, eine Dusche gibt es nicht. Auf dem Boden ein Lager aus Isomatten, auf dem sie alle gemeinsam schliefen. Die linke Wand haben die Kinder vollgemalt. Daneben steht ein Schreibtisch mit einem Computer, hier hat Schalygina an einem eigentümlichen Magazin namens Politische Propaganda gearbeitet. In der Mitte des Zimmers ein kleiner Tisch und zwei Stühle, hinten im Raum ein Gasherd, darauf ein einzelner Topf. Sie besitzen fast nichts.

Ihre Wohnung, ihre Leben, ihre Kinder: Die beiden sehen all das als Beweis dafür, dass sie leben, wie sie denken. Leben und Handeln dürfen nicht voneinander

getrennt sein, finden Pawlenski und Schalygina. Und so lehnen sie Begriffe wie »Mama« und »Papa« ab, lassen sich von ihren Kindern stattdessen Ksuscha und Petja nennen, die Koseformen von Oksana und Pjotr. Das Wort »Familie«: gestrichen. Sie seien ein »Kreis Nahestehender«, offen für andere. »Liebe«? Kommerziell verdorben. Die Wahrheit sagen, wahrhaftig handeln: das Wichtigste überhaupt.

Einmal fängt Oksana Schalygina etwas mit einem anderen Mann an, kein Problem eigentlich, aber sie bringt es nicht fertig, Pjotr davon zu erzählen, anders als vereinbart. Also ersinnt sie eine Strafe für sich selbst: Den kleinen Finger will sie sich abschneiden. Pjotr ist einverstanden. Nachts, als die anderen schlafen, schneidet sie zwei Glieder des Fingers ab. Während Schalygina diese Geschichte erzählt, während sie überlegt, an welchem Tag genau sie sich bestrafe, dreht sich Alisa, die bis dahin versunken vor sich hin gespielt hat, zu ihrer Mutter um und sagt einen leisen Satz mit der Kraft eines Fausthiebs: »Das war am 1. November vor einem Jahr.«

Von welchem Punkt an versperren die Lebensvorstellungen der Eltern den Weg ihrer Kinder? Alisa und Lilja gehen nicht zur Schule, weil die Schule nach Meinung ihrer Eltern dazu dient, den Menschen an das für ihn Unzulässige zu gewöhnen. Alisa, die Ältere, spielt Schach und lernt Thaiboxen, es ist der Hauch einer Tagesstruktur, die die Mutter verlangt. Sie hat ihr auch lesen beigebracht. Gerade hat das Kind eine Biografie von Emma Goldman durch, einer amerikanischen Anarchistin des frühen 20. Jahrhunderts.

Auf dem Heimweg vom Gefängnis kehrt Oksana Schalygina mit ihren beiden Töchtern in ein Restaurant ein. Sie bestellen Reis mit Gemüse; sie essen keine Tiere. In der Ecke steht ein Aquarium, Lilja, die Jüngere und Wildere, baut sich davor auf, beobachtet die Fische, die in der trüben Enge treiben, und ruft: »Freiheit für alle!«

Vor knapp zehn Jahren haben Pjotr und Oksana sich in einer Bar in St. Petersburg kennengelernt, er war 22, sie 27. Sie kommt aus einer Kleinstadt in der Ostukraine, die sie als kalt und trostlos empfand. Mit 16 Jahren entfloh sie dieser Enge. Seine Mutter war Krankenschwester in einer psychiatrischen Anstalt, sein Vater ein Geologe, der sich für das Büroleben entschied statt für Forschungsreisen an ferne Orte. Ein Mann, der die Sicherheit des Käfigs liebte, so beschreibt ihn Pawlenski. »Ich



bin meinem Vater sehr dankbar dafür, dass er mir gezeigt hat, wie man nicht leben soll.«

Die Angst wird später Kern von Pawlenskis Aktionen. Mit nichts lassen sich die Menschen besser kontrollieren als mit Angst. Sie macht die Menschen beherrschbar, nirgendwo hat Pawlenski das stärker erlebt als in seiner vom Sowjetsystem geprägten Familie. Die Mutter wohnt noch heute in St. Petersburg. Pawlenski sagt, sie begreife nicht, was mit ihrem Sohn los ist. Als die ZEIT sie anruft, legt sie sofort den Hörer auf. Der Vater lebt nicht mehr, er starb vor zwölf Jahren.

Als Pawlenski heranwächst, droht er sich zu verlieren. LSD, psychedelische Pilze, Kokain, Heroin, er probiert alles aus. Später stellt er den Drogenkonsum ein, er glaubt, als Folge seiner Experimente an Alpträumen, Schlafstörungen und Gereiztheit zu leiden. Psychiater, an die er sich damals wendet, diagnostizieren eine emotional instabile Persönlichkeit. Ist Pjotr Pawlenski also vielleicht doch nur verrückt?

Irgendwann packt ihn das Gefühl, sein Leben zu verschwenden. Er besteht die Aufnahmeprüfung der renommierten Hochschule für angewandte Kunst und Design in St. Petersburg. Alles könnte gut sein, Pawlenski könnte jetzt Künstler werden – nach den Maßstäben dessen, was in Russland als Kunst gilt. Er könnte Bilder malen, Drucktechniken studieren, Plastiken anfertigen. Pawlenski jedoch geht einen anderen Weg: Er stellt die Institution Kunsthochschule infrage, so wie er später das System Staat infrage stellt. Noten sind für ihn »ein Zertifikat der Anpasstheit«. Er lerne hier, Auftragsarbeiten für Geld anzufertigen. Das sei keine Kunst, das sei Prostitution. Seinem Dozenten für Malerei wirft er vor, in einer Lüge zu arbeiten. Den endgültigen Bruch zwischen ihm und dem Dozenten besiegelt eine gigantische Vagina, die Pawlenski malt, zwei Meter groß, anatomisch akkurat.

Die Kunsthochschule im Herzen von St. Petersburg: hohe Decken, hallende Treppenhäuser, ein Atrium, das sich über mehrere Stockwerke zieht. Andrej Gorbunow, Dozent für monumentale Malerei, führt in die Ateliers, in denen vor ein paar Jahren sein Schüler Pawlenski arbeitete. Das Kunstverständnis an der Universität ist konservativ: Kunst bedeutet, ein Handwerk virtuos zu beherrschen. In so einem Umfeld ist das Bild einer gigantischen Vagina eine Provokation.

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein aufrichtiger Mensch sei Pawlenski gewesen, sagt Gorbunow. Begabt. Habe viel zugehört und manches gelernt, aber dann: »Je kategorischer, desto wahrhaftiger für Pjotr.«

Nach der Vagina zerstritten sich Gorbunow und Pawlenski. Wenn heute der eine in seinem Atelier über Kunst doziert und der andere in den Briefen, die er aus seiner Zelle schickt, über Kunst schreibt und in den Minuten vor Beginn der Gerichtsverhandlungen darüber spricht – dann scheinen ihre beiden Welten weit auseinanderzuliegen.

Pawlenski: »Die Akademie akzeptiert nicht, dass es politische Kunst gibt. Ich halte die Kunst, die Gorbunow und seine Kollegen machen, für Dekoration.«

Gorbunow: »Wir wollen den Leuten einen Beruf beibringen. Er aber verstand den Beruf als Provokation.«

Pawlenski: »Diese Leute sind bereit, sich unter jeden zu legen, der zahlt. Diese Kunst kann schön sein. Die Prostituierte kann auch schön sein.«

Gorbunow: »Wenn du vor einem eingezäunten See stehst, und ein Schild warnt davor, in diesem See zu schwimmen, weil du sonst ertrinkst, dann darfst du dich nicht wundern, wenn du tatsächlich ertrinkst.«

Pawlenski: »Wir leben alle in einem Gefängnis. Meine Aktionen sind ein Versuch, die tierische Angst zu überwinden, die jeder von uns spürt.«

Als Gorbunow die Bilder mit der brennenden Tür der Lubjanka sah, hielt er das zunächst für unerträglichen Krawall, so wie damals die Vagina. Nach ein paar Tagen jedoch befand er, dass Pawlenski eine Idee mit einer Form verbunden habe, und das, sagt Gorbunow, sei für ihn die Definition von Kunst.

Etwas im Denken des Dozenten muss in Bewegung geraten sein. »Man kann ihn nur beneiden, dass er zu solchen Sachen fähig ist«, das ist am Ende Gorbunows Urteil.

Vermutlich müssen Pawlenskis Aktionen in einem Staat wie Putins Russland stattfinden, um zu wirken. Einerseits ist dieses Land für einen wie ihn, der sich dem Anarchismus nahe fühlt, kaum zu ertragen. Andererseits: Je enger es im Land wird,

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

desto pulsierender wird Pawlenskis Kunst. Je rigider die Politik des Wladimir Putin, desto radikaler der Künstler Pjotr Pawlenski.

Der russische Künstler Oleg Kulik hat es treffend mit seiner Skulptur Idol ausgedrückt. Sie zeigt einen Kopf mit zwei Gesichtern. Auf der einen Seite ist das Gesicht Putins zu sehen, auf der anderen das Pawlenskis. Die Gesichter sind voneinander abgewandt, aber es ist ein Kopf, den sie sich teilen. Der Künstler Pawlenski ist selbst zum Kunstobjekt geworden.

Aktionskunst, die sich am Staat und an dessen Macht abarbeitet, hat in Russland Tradition. Nach Stalins Tod 1953 formierten sich die Nonkonformisten als Gegenbewegung zum staatlich verordneten sozialistischen Realismus, in den siebziger Jahren folgten die Moskauer Konzeptualisten. Dann, in den neunziger Jahren, nach dem Zusammenbruch des Sozialismus, radikalisierte sich die Aktionskunst. Der Körper, eine historische Sekunde lang befreit vom sowjetischen Arbeiterideal und noch nicht okkupiert von den Putinschen Machtfantasien und den Bildern des globalen Kapitalismus, der menschliche Körper also wurde zum Werkzeug einer neuen Generation von Künstlern. Zum bekanntesten Kollektiv gehören Anatoli Osmolowski, Alexander Brener und Oleg Kulik.

1991 ordnete Osmolowski Menschen auf dem Roten Platz so an, dass sie von oben betrachtet das Wort »Schwanz« bildeten.

Als Russland in Tschetschenien in den Krieg zog, stellte sich Brener in Boxershorts, mit nacktem Oberkörper, auf den Roten Platz und forderte den Präsidenten Boris Jelzin zum Kampf auf.

Der nackte Kulik sprang wie ein tollwütiger Hund Menschen vor Galerien an. In seiner Werkstatt formierte sich die Künstlergruppe Wojna, der auch ein späteres Mitglied von Pussy Riot angehörte. Die nächste Generation.

»Wenn die Kirche nicht versucht hätte, mit Pussy Riot abzurechnen, hätte es wahrscheinlich die Aktion ›Naht‹ nicht gegeben. Wenn es keine ›Naht‹ gegeben hätte, ist ungewiss, ob es weitere Aktionen gegeben hätte«, schreibt Pawlenski aus dem Gefängnis .

Die Aktionen. »Am Anfang steht die Idee«, sagt Schalygina. »Am schwierigsten sind die Vorbereitungen«, schreibt Pawlenski. »Du lebst den Gedanken von früh bis spät«, sagt Schalygina. »Die meiste Aufmerksamkeit widme ich dem Ort: Wie arbeiten die Sicherheitsleute, wo sind die Kameras?«, schreibt Pawlenski. »Alles ist durchdacht, bis auf die Sekunde geplant«, sagt Schalygina. »Die letzten Stunden warte ich nur noch ab«, schreibt Pawlenski. »Ich durchlebe mit ihm die Angst«, sagt Schalygina.

Am Ende, sobald ihn die Polizisten abführen, taucht im Internet der Name der Aktion auf, neben Bildern und einem erklärenden Text. Nicht nur Staatsanwälte, Richter und Polizisten, auch die Medien haben ihre Rolle in dem Geschehen, das Pawlenski sich ausdenkt, ganz gleich, wie sie darüber berichten. Dieses ZEIT- Dossier ist ein Teil der Aktion »Bedrohung«, so würde Pawlenski es sehen.

Grenzen? Kennt er keine, außer diese: »Ich möchte weder andere noch mich selbst töten. Und ich möchte die Authentizität meiner Aussagen nicht töten, indem ich Schauspieler beschäftige.«

Zur Tradition der russischen Aktionskunst gehört auch der Versuch, sie zu pathologisieren. Prägend der Satz des Staats- und Parteichefs Nikita Chruschtschow aus den sechziger Jahren, nur ein Verrückter könne sich gegen die sowjetische Macht stellen. Schon vor Jahrzehnten ließ der KGB Künstler verhaften und in Anstalten einweisen. Wenn also der Psychiater Wladimir Mendelewitsch heute darüber nachdenkt, was Kunst ist und was krank, dann steht er vor einem sehr russischen Rätsel. Es treibt ihn um, seit er vor zwei Jahren Pjotr Pawlenski kennengelernt hat.

Mendelewitschs Visitenkarte ist ein mit Titeln dicht bedrucktes Stück Papier: Direktor und Professor der psychologischen Abteilung an der Medizinischen Hochschule von Kasan. Direktor des Instituts für die Untersuchung der Probleme mentaler Gesundheit. Experte der Weltgesundheitsorganisation. Chefredakteur der Fachzeitschriften Neurologisches Bulletin und Psychopathologie und Suchtmedizin. 2014 rief ihn Pawlenskis Anwalt an. Pawlenski musste sich damals wegen der Aktion »Freiheit« verantworten, dem Mini-Maidan auf einer historischen Brücke im Zentrum von St. Petersburg. Unzählige medizinische Untersuchungen hatte Pawlenski schon

über sich ergehen lassen, nun fürchtete der Anwalt, die Justiz könne seinen Mandanten in die geschlossene Psychiatrie bringen.

Wladimir Mendelewitsch übernahm die Untersuchung Pawlenskis.

In seinem Gutachten, das im Wesentlichen auf einem einzigen langen Gespräch beruhte, erklärte er Pawlenski zwar für zurechnungsfähig, diagnostizierte aber eine Persönlichkeitsstörung. Damit hätte der Fall für Mendelewitsch erledigt sein können, und doch fing er damals erst an.

Das Gespräch wirkte nach. Mendelewitsch begann, über Aktionskunst zu lesen, die ihn bis dahin nicht interessiert hatte. Er studierte Pawlenskis Aktionen. Anderthalb Jahre dauerte Mendelewitschs Auseinandersetzung mit der Aktionskunst, dann veröffentlichte er einen Fachaufsatz, der in der russischen Psychiatrie für Furore sorgte. Titel: Der Fall des Künstlers Pjotr Pawlenski. Psychopathologie oder zeitgenössische Kunst? Mendelewitsch legt dar, warum er sich bei seiner Diagnose geirrt habe. Warum Pawlenski weder verrückt noch gestört sei, sondern einfach ein Künstler.

»Ich habe seine Motive einfach nicht verstanden«, sagt Mendelewitsch heute und dass er mit dem negativen Bild aus den russischen Medien in das Gespräch gegangen sei. Pawlenski sei jemand, der niemanden brauche, sagt Mendelewitsch, auch nicht seine Familie. Er genüge sich selbst, weshalb es für den Staat schwierig sei, ihn zu bestrafen. »Er ist ein Fanatiker seiner Kunst«, das schon. Aber eine Gefahr sehe er, Mendelewitsch, nicht: Es fehle Pawlenski an jeder Aggressivität.

Pawlenski schreitet die Grenzen der Kunst ab, Mendelewitsch will nun die Grenzen der Psychiatrie ausdehnen. In der Sowjetzeit attestierten Ärzte politischen Gefangenen häufig, an »schleichender Schizophrenie« zu leiden und eine Gefahr für die Gesellschaft zu sein. Genau dies diagnostizieren manche Psychiater heute bei Pawlenski, ohne ihn je gesehen zu haben. Mendelewitsch sagt, noch immer werde alles für behandlungsbedürftig erklärt, was von der Norm abweiche. Das wolle er ändern.

Es gibt noch einen Menschen, den die Begegnung mit dem Mann, der sich »politischer Künstler« nennt, in eine neue Richtung getrieben hat. Vielleicht ist dieser Mensch die unwahrscheinlichste Figur in der Geschichte um Pjotr Pawlenski. Man

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

würde Pawel Jasmann eher in einem Roman erwarten oder in einem Theaterstück, aber nun sitzt er in einem Café in St. Petersburg, ein kleiner Mann, etwas rundlich, immer einen bitter-süßen Witz auf den Lippen. Die Sache mit Pawlenski verfolgt ihn.

Der polizeiliche Ermittler Jasmann war gerade nach St. Petersburg gekommen, als er die Order erhielt, sich mit Pawlenskis Mini-Maidan zu beschäftigen. Jasmann wird damals schnell klar, dass es hier nicht um brennende Reifen und ein bisschen Ruhestörung geht, sondern um Politik. Die Proteste in der Ukraine machen die russischen Machthaber nervös. Ein Mann, der diese Proteste in Russland zitiert, ist eine Provokation.

Die Verhöre, die Jasmann in den nächsten Wochen führt, nimmt Pawlenski heimlich mit dem Handy auf und veröffentlicht sie später. »Scheißkerl«, sagt Jasmann heute über Pawlenski. Und lacht.

Die Protokolle dieser Gespräche haben tatsächlich ihren Weg auf eine Theaterbühne gefunden. So hat alle Welt erfahren, wie sich der Ermittler Jasmann bei dem Versuch, die Grenzen der Kunst mit den Mitteln der Kriminalistik auszutarieren, hoffnungslos verloren hat.

Ermittler: Ich verstehe, dass das Kunst ist. Ich habe nichts gegen Kunst. Unser Staat hat auch nichts gegen Kunst. Aber Sie müssen unterscheiden zwischen Kunst und der Begehung einer rechtswidrigen Handlung.

Pawlenski: Da gibt es keinen Unterschied. »Rechtswidrige Handlungen« – das ist Rhetorik, in die man die Kunst einzuwickeln versucht.

Ermittler: Und was, wenn Sie irgendwann jemanden umbringen?

Pawlenski: Ich gehe sehr sorgsam mit fremdem Leben um. Ich esse noch nicht einmal Fleisch.

Ermittler: Witzig. Wissen Sie noch, es gab mal diesen Typen mit Schnurrbart und Seitenscheitel, seine Taten könnte man auch Kunst nennen.

Pawlenski: Bleiben wir bei den Tatsachen. Bei meinen Aktionen gab es kein einziges Opfer.

# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ermittler: Verstehen Sie denn, dass Reifen auf einem Baudenkmal anzuzünden eine Straftat ist? (...) Es geht hier nicht um den Schaden, es geht um die Entweihung an sich. Das ist, als würde sich einer hinsetzen und auf das Mausoleum scheißen.

Pawlenski: Was meint man denn mit »Entweihung«? Eine Entweihung ist eine Störung von etwas. Die Ordnung der Beziehung zwischen zwei Gesellschaften, der russischen und der ukrainischen, ist gestört.

In drei Verhören versucht der Ermittler Jasmann, den Delinquenten Pawlenski in die Sphäre zu ziehen, in der er zu Hause ist, die Sphäre der scharf umrissenen Gesetze und klar definierten Handlungen, die Sphäre des Automatismus von Verbrechen und Strafe. Vergeblich.

Ermittler: Zeigen Sie uns doch ein paar Ihrer Gemälde.

Pawlenski: Moment. Ich habe eine recht enge Spezialisierung als Künstler.

Ermittler: Welche?

Pawlenski: Aktionismus!

Ermittler: Dann bin ich auch Künstler.

Pawlenski: Sie müssen nur eine Aktion umsetzen.

Ermittler: Ich habe heute schon einige Aktionen umgesetzt.

Pawlenski: Dann müssen Sie auch eine Reflexion anstellen.

Ermittler: Habe ich.

Pawlenski: Dann können Sie sich als Künstler bezeichnen. Und ...

Ermittler: Ich bin Künstler!

Pawlenski: Toll!

Ermittler: Künstler-Ermittler von der Ermittlungsabteilung des Zentralbezirks!

Pawlenski: Auch Sie können ein Künstler sein. Sie müssten nur in Gattungen denken und Ihre Handlungen zur Kunstgeschichte in Beziehung setzen.

Diese Begegnung hat mein Leben verändert: So ein Satz ist schnell gesagt und meistens falsch. In diesem Fall aber stimmt er. Nach den Gesprächen mit Pawlenski hat Jasmann bei der Polizei gekündigt. Heute arbeitet er als Anwalt.

Fragt man Jasmann, was er von seinem Land hält, dann zeigt er ein Foto: eine Kreuzung mit lauter Verkehrszeichen. Eines gewährt Vorfahrt, eines verbietet sie. Eines erlaubt das Abbiegen nach rechts, eines verbietet es. »Das ist Russland«, sagt Jasmann und lacht dröhnend. Das Verfahren gegen Pawlenski nennt er eine Farce.

Es ist ein Tag Ende April 2016, mehr als zwei Jahre nach der Maidan-Aktion, als Pawlenski deswegen erneut dem Gericht vorgeführt wird. Das Verfahren wegen des Feuers am Eingang zur Lubjanka hat da noch gar nicht begonnen. Eigentlich ist Pawlenskis Vergehen bereits verjährt. Er müsste nur einen Antrag einreichen, dann wäre der Prozess vorüber, ohne Strafe für Pawlenski. Aber wie käme er dazu, eine Inszenierung vorzeitig zu beenden? Viele Journalisten sitzen im Gerichtssaal, auch einige Künstlerkollegen.

Dmitri Dinse, Pawlenskis Verteidiger, lädt drei Damen in den Zeugenstand. Eine kommt mit knapp bedecktem Hintern, eine andere trägt Spitze, die dritte High Heels. Als Beruf geben sie an: Tätigkeit im käuflichen Gewerbe. Ihre Aussagen: Sie halten Pawlenskis Aktionen für Schund. Künstler seien Menschen, die »Blümchen malen«. Pawlenski hat den Auftritt der drei geplant. Das Ziel: der Welt vorzuführen, wie subjektiv und eigenwillig jeder Mensch für sich selbst bestimmt, was Kunst eigentlich ist.

Am Ende wird Pawlenski schuldig gesprochen. Das Strafmaß von einem Jahr und vier Monaten wird ausgesetzt. Kurz darauf beginnt der nächste Prozess gegen ihn, diesmal geht es um die brennende Geheimdiensttür. Jetzt steht viel auf dem Spiel. Pjotr Pawlenski drohen drei Jahre Haft.

Dmitri Dinse, Pawlenskis Anwalt, hat schon früher Aktionskünstler verteidigt, auch zwei Frauen von Pussy Riot. Dass ein Künstler dazu aufruft, ihn für lange Zeit einzusperren, erlebt Dinse zum ersten Mal. Er sagt, am liebsten verteidige er Drogensüchtige und Hochstapler. »Sie sind zu allem bereit, um freizukommen.«



# ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Pawlenski aber schreckt das Gefängnis nicht. Muss er, der Anwalt, also seine Arbeit schlecht erledigen, damit der Mandant seinen Willen bekommt?

Was als Widerspruch erscheint, ist für Dinse keiner. Wenn dies alles eine Inszenierung sein soll, dann sieht das Skript für einen Anwalt vor, um die Rechte seines Mandanten zu kämpfen. Pjotr Pawlenski fordert 20 Jahre. Dmitri Dinse ignoriert es.

Und so scheint es, dass jeder, der die Sphäre des Pjotr Pawlenski betritt, am Ende seine Rolle zugewiesen bekommt von einem Regisseur, der zwar in einem Käfig sitzt – aber doch alles andere als ohnmächtig ist. Der Staatsanwalt. Die Richterin. Die Reporterin der ZEIT. Der Anwalt. Oksana Schalygina, die die Botschaft ihres Partners verbreitet.

Wann endet die Inszenierung, wann beginnt das nackte Leben?

Mitte Mai wird Pawlenski in ein anderes Gefängnis verlegt. Er sagt, er werde geschlagen, aber er beklagt sich nicht. Behauptet, er erhole sich vom Gefängnis des Alltags. Man fragt sich, wann Pjotr Pawlenski die Grenzen des Erträglichen erreicht, wann der Mensch Pjotr den Künstler Pawlenski niederringt. Aber Pjotr Pawlenski sitzt all die Monate in sanfter Ruhe da und schweigt, während vor Gericht sein Schicksal verhandelt wird. Während draußen Dinge geschehen, die so wirken, als habe Pawlenski sie sich ausgedacht, um seinen Aktionen Rechtfertigung zu verleihen.

Die Inszenierung einer alten Kindererzählung, die Lilja und Alisa begeistert im bekannten Meyerhold-Theater gesehen haben, wird abgesetzt. Die Hauptfigur, ein schmaler Diktator mit großem Schnauzer, soll zu sehr an Putin erinnert haben. Die Organisation Agora, der Pawlenskis Anwalt angehört, wird vom Obersten Gericht in Kasan formell aufgelöst – sie hat den Opfern von Menschenrechtsverletzungen geholfen. Der russische Geheimdienst wird ermächtigt, bei Terrorgefahr auf Frauen, Kinder und Behinderte zu schießen. Wladimir Putin gründet eine Nationalgarde, die vor allem die Ordnung im Innern sichern soll.

Es ist der letzte Prozesstag vor der Urteilsverkündung, als sich im Gerichtsgebäude der Kreis schließt, den der Künstler Pawlenski am 9. November 2015 zu ziehen begann. Pawlenski sitzt wieder in seinem Käfig und ruft der Richterin zu:

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Ändern Sie die Anklage in Terrorismus. Heute ist Ihre letzte Chance!« Als sich wenig später träge der Staatsanwalt erhebt, um sein Schlussplädoyer herunterzuleiern, scheint nach all den Monaten der letzte Akt dieses Schauspiels angebrochen zu sein.

Wird der Staatsanwalt tatsächlich eine jahrelange Haftstrafe fordern? Wird er Pawlenski für Jahre ins Gefängnis zwingen? Oder wird er lediglich eine Geldstrafe verlangen? Dann würde Pawlenski nach 211 Tagen im Gefängnis mit der Freiheit davonkommen, aber der Staat hätte ihm die Rolle des Regisseurs in dieser Aufführung entwunden. Und wäre das für Pjotr Pawlenski nicht die größere Strafe?

Das Gericht, das sein Urteil erst verkünden wird, wenn dieser Artikel bereits gedruckt ist, muss sich weitgehend an die Forderung des Staatsanwalts halten. Die Entscheidung, sie fällt also jetzt, in dem Moment, in dem der Staatsanwalt zu reden beginnt, in dem er noch einmal Pawlenskis Tat, sein Vergehen beschreibt, die brennende Tür erwähnt, den kulturellen Wert der Lubjanka, jenes Gebäudes, in dem so viele bedeutende Persönlichkeiten der russischen Geschichte gefoltert und getötet wurden. Die Entscheidung fällt in dem Moment, in dem der Staatsanwalt schließlich das eine Wort ausspricht, das alles sagt. Geldstrafe.

Pawlenski wird sie nicht bezahlen.